



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gneisenau in den Jahren 1815 bis 1831.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Gneisenau in den Jahren 1815 bis 1831.



achdem im Frühjahr 1880 nach langer Unterbrechung die Fortsetzung der von Perz begonnenen und von Hans Delbrück weitergeführten Biographie des Grafen Gneisenau erschienen war, ist noch am Ende desselben Jahres der fünfte Band zur Ausgabe gelangt\*) und damit ein Werk vollendet worden, welches sich würdig den übrigen Biographien der Helden unserer Freiheitskriege anreicht.

Wie im vierten, so befolgt auch im letzten Bande der Herausgeber die bei der ganzen Anlage des Buches richtige Eintheilung, daß er erst einen Ueberblick über die Lebensschicksale Gneisenaus während der Friedensjahre 1815—1830 und während des Oberbefehls gegen Polen 1831 giebt, uns in den Kreis seiner Genossen einführt und mit allen das Staatsleben damals beherrschenden wichtigen Strömungen bekannt macht und dann erst alle Briefe, die von Gneisenau geschrieben oder von Freunden an ihn gerichtet sind, folgen läßt, indem er es uns gleichsam überläßt, die Skizze, die er mit flüchtigen, aber sichern Strichen entwirft, auf Grund der zahlreichen schriftlichen Urkunden zu einem ausführlichen Bilde zu gestalten.

Sind nun auch die in dem vorliegenden Bande mitgetheilten Briefe nicht in gleicher Weise von Bedeutung, wie es die des vierten waren, welche aus dem patriotisch gesinnten Hauptquartiere des Heeres, auf dessen Waffen die Entscheidung des Kampfes beruhte, und unter dem Einflusse der großartigsten Ereignisse

\*) Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5. (Schluß-) Band. Von Hans Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. S. Perz. Berlin, G. Reimer, 1880.

geschrieben wurden, so enthalten sie doch so manches für die damalige Zeit charakteristische, so manches interessante Urtheil über einzelne Personen und Begebenheiten und geben uns vor allem Gelegenheit, dem Wesen des hervorragenden Mannes näherzutreten, so daß es sich wohl verlohnt, unter Anlehnung an die trefflich orientirende Einleitung Delbrücks auch diese Brieffammlung zu durchmustern und die besondere Aufmerksamkeit erregenden Aeußerungen zusammenzustellen.

Unmittelbar nach der Beendigung der Friedensverhandlungen in Paris war Gneisenau nach Deutschland zurückgekehrt, um das General-Commando am Rhein zu übernehmen, zu dessen Sitz Coblenz bestimmt worden war. Es waren arbeitsvolle, aber glückliche Tage, welche der General damals am Ufer des wiedergewonnenen Stromes in einem Kreise von Männern verlebte, mit welchen ihn das Band inniger Freundschaft verknüpfte. Da war vor allem der Chef des Generalstabes, der Oberst von Clausewitz, dessen freundschaftliche Beziehungen zu Gneisenau seit der Königsberger Zeit schon aus dem frühern Briefwechsel uns bekannt sind. Scharnhorst hatte sich des jungen Offiziers, der mit zwölf Jahren in die Armee eingetreten war und so geringe Schulbildung genossen hatte, daß er auf der allgemeinen Kriegsschule nicht einmal den Vorlesungen zu folgen vermochte, angenommen und in dem Schüler bald einen Zünger und einen Freund gewonnen. Aus der Gefangenschaft, in welche ihn das Unglücksjahr 1806 geführt hatte, zurückgekehrt, hatte Clausewitz unter Scharnhorst an der Reorganisation der Armee und der Vorbereitung für die Erhebung gearbeitet. In dem Kampfe, der seine Seele erfüllte, zu einer bedeutenden Wirksamkeit zu gelangen, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Erst in den folgenden Friedensjahren sicherte er sich Unsterblichkeit durch seine historischen und theoretischen Werke über Krieg und Kriegführung. „Sie nehmen in der Theorie des Krieges eine analoge Stellung ein, wie diejenigen Lessings in der Theorie der Kunst.“ Er war es, der die Grundsätze der neuern Strategie dialektisch entwickelte und allmählich die falsche Methodik überwand, welche Gneisenaus Kriegführung noch so unendliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Seine directe persönliche Einwirkung ist freilich gering gewesen. Obwohl seiner geistigen Ueberlegenheit über alles, was ihn umgab, sich wohl bewußt, war er doch zu bescheiden mit seinen Werken, die er als zu unbedeutend oder zu unvollkommen ansah, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Sein äußeres Benehmen war reservirt und fast blöde, und selbst dem vertrauten Freunde gegenüber bleibt er in seinen Briefen formell bis zur Pedanterie.

Wie hoch ihn Gneisenau schätzte, beweist der Brief, den er (S. 267) an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg richtete. „Wenn es,“ so schreibt er, „Ew. Durchlaucht daran gelegen seyn muß, über die Stimmung, den Geist und

die Art der Rheinprovinzen die Meinung scharf beobachtender und unparteiischer Männer zu vernehmen, so muß ich Ihnen rathen bei Ihrer Ankunft am Rhein sofort den Obristen von Clausewitz zu sich zu berufen. Es ist dies einer der allercharfsinnigsten Beobachter. Wegen seiner ungemeinen Talente verdiente der Mann im Mittelpunkte der Monarchie und im Staatsrath zu sitzen. Wenn meine Kräfte mir nicht mehr gestatten eine der ersteren Stellen der Armee zu verwalten, so würde ich unbedenklich unter ihm dienen, so groß ist meine Meinung von ihm und mein Vertrauen in ihn. Man lasse durch seine anscheinende Kälte sich nicht abschrecken, sein Herz ist warm und edel, sein Geist mit tiefen Kenntnissen geschmückt. In seine Geschäfte bringt er Ordnung und Klarheit und die Untergebenen behandelt er mit Milde Ernst und Festigkeit zugleich. Was Gw. Durchlaucht zur Erhebung dieses Mannes thun können, thun Sie für des Königs Dienst und das Wohl des Staates, und Früchte soll eine solche Wahl wohl tragen, dafür verbürge ich mich.“

Als im Jahre 1820 in einer Anwandlung hypochondrischer Stimmung der General in Zweifel zieht, ob er im Falle eines Krieges den Oberbefehl übernehmen könne, da wendet er sich, um sich Beruhigung zu verschaffen, an den treuen Gefährten, zu dessen edlem und starkem Charakter er das Zutrauen hat, daß er unfähig sei, etwas anderes als die reine Wahrheit und seine unverhohlene Ansicht zu sagen. Halte ihn aber Clausewitz noch für fähig, ein Heer zu befehligen, dann müsse der Freund Chef des Generalstabes werden. „So würden wir Freundschaft, Schicksal, Ruhm oder Ungunst des Glückes theilen. Fällt aber Ihre Meinung für die Negative aus, so mache ich einen etwaigen Krieg als Freiwilliger mit, und zwar in derjenigen Armee, worinnen Sie angestellt werden, wirkend für das Beste des Dienstes, wo ich kann, durch Wort und Beispiel.“ Die Stunde sollte noch kommen, wo Clausewitz als Generalstabschef Gneisenau zur Seite trat, aber wenige Wochen, nachdem Gneisenau als Oberbefehlshaber der preussischen Armee in Posen durch die Cholera dahingerafft worden war, fiel auch der getreue Clausewitz derselben Seuche zum Opfer.

Das irdische Glück, welches Clausewitz beschieden war, war beschlossen in seiner Ehe mit der Gräfin Marie Brühl; der Segen der Kinder blieb ihnen versagt, aber die feinsinnige, edle Frau lebte mit in der Gedankenwelt des Mannes, und als er starb, war sie es, die sein Werk „Vom Kriege“ der Mit- und Nachwelt übergab. Mit unwandelbarer Verehrung und Freundschaft hat der General an ihr gehangen. „Gott erhalte Sie, brave deutsche Frauen, für solche Frauen schlägt man sich gern,“ hatte einst Gneisenau nach der Schlacht von Belle-Alliance an Frau von Clausewitz geschrieben. Durch die innige Theilnahme, die sie in allen ihren Briefen dem hochverehrten Freunde zeigt, hat sie solche Gesinnung

wohlvergolten. Wie dankbar für diese Zuneigung sich der General bewies, kann man aus vielen seiner Briefe herauslesen. In einem Briefe vom 12. Juni 1825 spricht er es ihr selbst dankerfüllten Herzens aus: „Was soll ich zu Allem diesem, in den von Ihnen mir anvertrauten Briefen enthaltenen, mir so überaus Freundlichem sagen, als was ich von Früh bis Abends denke, nämlich: Herr! ich bin nicht würdig, was mir das Glück an edler Freundschaft zugewendet, wahrlich ich kann Gott nimmermehr genug dafür danken.“

Neben Clausewitz gehörte dem Coblenzer Freundschaftskreise auch der Oberstlieutenant Graf von der Gröben an, der, wie jener, 1812 den Abschied genommen hatte, ferner der Major von Scharnhorst, der älteste Sohn des Generals, der hier den Herzensbund schloß mit Gneisenaus Tochter Agnes, der Hauptmann von Stosch und der Rittmeister Bärjch, der Genosse Schills, beide schon vordem bewährte Gehilfen.

Aber die glückliche Zeit in Coblenz, die noch später dankbare Erinnerung der Gefährten „mit dem Schimmer jenes poetischen Idealismus, dem dieses Leben selten Realität, Dauer niemals gewährt,“ umgab, sollte nicht lange dauern. Mitten aus den Kämpfen gegen Napoleon tönt aus Gneisenaus Briefen so oft der Wunsch heraus, nach geschlossenem Frieden den Kriegsdienst zu verlassen. Jetzt war der große Krieg endlich vollständig geendet, und da zeigt sich denn, wie ernst jener Entschluß war. Schon am 1. Januar 1816 schreibt Gneisenau an den Staatskanzler: „Ich fühle, daß es Zeit ist, meiner militärischen Wirksamkeit ein Ende zu machen, und mit heißer Sehnsucht verlange ich nach einem ruhigen Familienleben und nach Einsamkeit. Wundern daher Ew. Durchlaucht sich nicht, wenn ich nächstens meine Entlassung verlange, um nach Schlessien zu gehen und mich am Landleben zu erfreuen.“

Mancherlei Gründe bewogen allerdings den Grafen, noch eine Zeit lang sein Abschiedsgesuch aufzuschieben. Gerade damals begannen in Berlin die Streitigkeiten wegen der geheimen Gesellschaften, und da man im Publicum wissen wollte, daß Gneisenau ihnen nicht fern stehe und deshalb in Hofkreisen scheid angesehen werde, mußte er sich hüten, einen Schritt zu thun, der allgemeines Aufsehen gemacht und jenen Gerüchten neue Nahrung gegeben haben würde. Bald aber wendet er sich wieder an Hardenberg und schreibt (26. März 1816): „Mit meinem Austritt aus der Armee, hochverehrter Fürst, ist es sehr ernstlich. Ich würde schon früher dazu geschritten sein, wenn ich nicht erst die durch den Streit über die geheimen Gesellschaften erbitterten Gemüther hätte wollen sich abkühlen lassen, damit man nicht sage, ich sei aus Verdruß von der Bühne getreten, was auf keine Weise der Fall ist. Aber ich bin es meinem Gewissen schuldig zu sagen, daß ich meinen Posten nicht mehr ausfülle. Seit mehr als

einem halben Jahre macht meine Gesundheit schnelle Rückschritte. Ich kann ohne Schmerz in den Hüften nicht mehr galoppiren, selbst nicht mehr ohne Schmerz den Hut abnehmen. Meine Verdauung ist gänzlich geschwächt; meine sämmtlichen Kräfte sind gesunken, mein Auge verdunkelt sich täglich mehr. Ueberdies verläßt mich mein Gedächtniß. Mit solchen Gebrechen muß man nicht länger in einer Stelle verbleiben, die ein Andern würdig ausfüllen kann, wenn man nicht wagen will, die Achtung der Untergebenen zu verlieren, folglich sich für den Dienst schädlich zu machen. . . Käme der König noch einmal in den Fall, die Entscheidung seiner Gerechtfame den Waffen zu übertragen, so ziehe ich sofort wieder mit, nicht um irgend eine Befehlsführung anzunehmen, womit man mich etwa beehren möchte, sondern des Beispiels wegen. . . Wollen Ew. Durchlaucht Ihrer allgewohnten Huld gegen mich das Siegel ausdrücken, so erschweren Sie Ihrem Gefährten so mancher trüben Besorgniß und so manchen herrlichen Moments den Austritt aus dem Geschäftsleben und den Rücktritt in das Familienleben und in süße tiefe Einsamkeit nicht. Wird es Ihrem edlen Herzen nicht wohler thun, mich in einem stillen Gebirgsthal zufrieden zu wissen als mich mit geschwächten Kräften und thranendem Auge rudern zu sehen?"

Der König nahm den eingereichten Abschied zunächst nicht an, sondern bewilligte in einer Cabinetsordre vom 20. April 1816 dem General zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen unbestimmten Urlaub. Aber noch ehe die Badereise nach Karlsbad angetreten war, erschien eine neue Cabinetsordre, datirt vom 20. Mai, welche Gneisenau vom Generalcommando des Großherzogthums Niederrhein entband und dasselbe dem Generallieutenant von Hake übertrug. Damit wurde er, auch wenn er activer General der Armee blieb, definitiv seines Postens enthoben. Daß die Enthebung zu einer Zeit erfolgte, in welcher er bereits unter Annahme desurlaubes auf den Abschied verzichtet hatte, mußte ihn selbstverständlich kränken und die Vermuthung in ihm zur Gewißheit steigern, daß es einer ihm feindlichen Partei gelungen sei, den König gegen ihn einzunehmen. So schreibt er noch am 7. April 1817 an Clausewitz: „Mit der Entbindung von dem Generalcommando am Rhein im vorigen Frühjahr steht es folgender Gestalt. Der König war vermuthlich durch Verleumdungen aufgeregt, sehr gegen mich eingenommen. . . Später forderte ich meine Entlassung. Dem König war das ganz Recht. Daß ich eine milde Antwort erhielt, war angeblich das Bestreben Boyens. Vier Wochen darauf erhielt ich das zweite unveranlaßte Cabinetsschreiben, wo demnach der König seiner eigentlichen Gesinnung freien Lauf ließ.“

Wie es kam, daß Gneisenau, nachdem er im Stillleben einer kleinen Provinzialgarnison 46 Jahre alt geworden, jetzt wo er seinen Platz eingenommen

unter den Männern, welche die Geschicke des Welttheils in den Händen hielten, sich wieder in die Stille zurückkehrte, hat Delbrück trefflichst auseinandergesetzt. „Die Befähigung zu herrschen zusammen mit der unwiderstehlichen Lust des Herrschens“, sagt er, „das ist es, was die von der Vorsehung berufenen immer wieder an die Spitze der politischen Körperschaften treibt. Nur getragen von einem stürmischen persönlichen Ehrgeiz scheint die Seelenstärke bestehen zu können, ohne die der große Staatsmann und Krieger undenkbar ist. In Gneisenau haben wir den einzigen Anblick der Kraft des großen Mannes ohne ihren Egoismus. Sorglos möchte er am liebsten dahinleben und Ehre wie Mühe der großen Angelegenheiten den dazu berufenen überlassen: erst im Anblick der Noth erwacht er, wie empor schnellend, zum Selbstbewußtsein seiner Ueberlegenheit und ergreift die Zügel.“

Zu seinem Ruhebedürfniß traten aber gerade damals noch andre Erwägungen hinzu, die Gneisenau veranlaßten, um seinen Abschied einzukommen. In seinen Briefen beruft er sich auf seine wankende Gesundheit und auf seine Familienverhältnisse. In der That war er zehn Jahre lang im Laufe der letzten elf Jahre von seinen Kindern getrennt gewesen, und in der Abwesenheit des Vaters, in den Jahren der Noth und der Kriegswirren war natürlich die Erziehung derselben nicht in der wünschenswerthen Weise gefördert worden. Endlich aber hatten auch politische Betrachtungen bei Gneisenaus Abschiedsgesuche mitgewirkt. Als unmittelbar nach den Freiheitskriegen in Preußen scharfe Gegensätze hervortraten, die liberale Partei ihre deutsch-nationalen Bestrebungen hervorkehrte und sich damit in einen unversöhnlichen Zwiespalt mit der preussischen Regierung setzte, die nun einmal zur Zeit jenen Forderungen zu genügen weder fähig noch willens war, andererseits die aristokratische Partei ihre altpreussisch-particularistische Gesinnung desto entschiedener betonte, wurde von der letztern Seite die Verdächtigung laut erhoben, daß die nationalen und liberalen Elemente revolutionäre Tendenzen verfolgten. An jeden hat sich die Verleumdung gewagt, der in den letzten Zeiten der popularen Erhebung eine bedeutsame Rolle gespielt hatte, und man gefiel sich wohl in Vermuthungen, um ja das Schreckbild der Revolution recht faßbar darzustellen, einer oder der andern Persönlichkeit die Rolle des Führers zuzuweisen. So konnte es nicht ausbleiben, daß man selbst die Armee, deren Führer ja oft genug mit ihrem vorsichtig erwägenden Könige unzufrieden gewesen waren, als unzuverlässig hinzustellen suchte und ängstlichen Gemüthern mit einer Militärrevolte Furcht einjagte. Hierzu brauchte man aber den Popanz eines Pronunciamento-Führers, eines „Demagogen-Generals“, wie es hieß, und kein anderer erschien für eine solche Rolle so geeignet wie Gneisenau. War es doch bekannt, daß nur auf seinen Rath geschehen

war, was Blücher in den Feldzügen gethan hatte und was man ihm jetzt vorwarf. Stand er doch mit allen den bekannten Vertretern und Verkündigern des neuen Deutschthums in persönlicher Verbindung, und mit welcher Leidenschaft war er nicht im Rathe des Königs wie den fremden Mächten gegenüber für die Ideen eingetreten, die jetzt doch unterlegen waren! Mit Leidenschaft bemächtigte sich die Feindschaft und der Meid der giftigen Waffe gegen den „Ausländer,“ der ohne Herkunft, ohne Verbindungen binnen wenigen Jahren zu gebietenden Stellen im Staate gelangt war, dessen Bedeutung und Verdienste man nicht bestreiten wollte, den man aber für einen Hauptförderer der Neuerungen im Heere und im Staate erklärte, welche die Stellung des Adels in ihren Fundamenten erschütterten. Man sprach wohl von „Wallensteins Lager in Coblenz,“ und noch in spätern Jahren hat wohl, wenn geheime Verbindungen zur Untersuchung kamen, einer oder der andre gesagt, Gneisenau sei ihm als das eigentliche Haupt der Verschwörung genannt worden.

In verschiedenen Briefen hat sich der General gegen solche Verdächtigungen vertheidigt. Als ihm Müßling von Paris aus (15. Febr. 1816) geschrieben, daß gewiß viel auf seine Rechnung geschehen, wovon er nichts wisse, nichts ahne, und daß im Innern des Staates viele Menschen lebten, die ihn als Chef der Oppositionspartei ansähen, antwortet er (25. März 1816): „Ich selbst, wenn man mich um Rath früge, müßte pflichtgemäß warnen, bei der jetzigen Stimmung der Gemüther, aufgereizt wie sie sind, nur behutsam mit Constitutions-Entwürfen vorzugehen und die Ausföhrung derselben nur langsam reifen zu lassen. Ein andres war es nach dem ersten Pariser Frieden. Da rieth ich sehr eifrig dazu, in der Absicht, um in Deutschland die Meinung für uns zu gewinnen. Jener Zeitpunkt ist versäumt worden; es ist nun nicht nöthig, etwas zu übereilen, besonders nachdem man gestattet hat, daß Mißtrauen ausgesäet werde.“ Kurz darauf schreibt er an Hardenberg (21. April 1816): „Ev. Durchlaucht selbst haben mir während unsres letzten Aufenthalts gesagt: Man gebe mich in den geheimen Polizeiberichten als das Haupt des — von der Regierung verbotenen — Tugendbundes an. Das ist denn doch eine Verläumdung so groß als man irgend eine Jemandem anhängen kann! Stets bin ich vom Jahre 1790 an ein Feind der französischen Revolution und alles Umkehrens gewesen, stets habe ich jacobinische Grundsätze verabscheut, und nun soll ich, nachdem ich die Anstrengungen meines öffentlichen Lebens unablässig auf Vernichtung solcher Grundsätze und ihrer Folgen gerichtet habe, das Haupt oder der Führer eines Bundes sein, dem man revolutionäre Pläne zuschreibt!“ Aber was nützten alle Betherungen, der Verdacht war einmal rege; mehr als einmal mußte sich Gneisenau darüber beklagen, daß man seine Briefe erbrochen.

Unter solchen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, wenn die Sehnsucht nach der Stille eines Landaufenthaltes bei dem General die Oberhand erhielt. Später hat er es wohl geradezu ausgesprochen, daß er um seinen Abschied gebeten habe, um zu zeigen, daß ihm alle ehrgeizigen Absichten fremd seien.

Schon in Karlsbad, wohin sich Gneisenau von Coblenz aus begab, fand er Besserung seiner Leiden. Nachdem er noch das Teplitzer Bad gebraucht hatte, ging er nach Schlesien, um hier seine Besitzung wieder in Ordnung zu bringen. Es gelang ihm, „das sorgenschwere, unheilbringende, zwisterregende Mittel-Kauffung“ gegen das zwischen Schmiedeberg, Warmbrunn und Hirschberg gelegene Erdmannsdorf zu vertauschen. Bald ist er selbst, der noch wenige Monate vorher geglaubt, daß ihm ein baldiges Ende bevorstehe, wie umgewandelt. Er ordnet, bessert aus, baut, besucht die Nachbarn und berechnet Ausgaben und Einnahmen. „So lebe ich, schreibt er, in den Freuden und Erwägungen meiner neuen Schöpfung. Die Natur hat trefflich vorgearbeitet und das Haus giebt sich leicht zu allen neuen Einrichtungen her. Die Gegend ist himmlisch, die Mittagsseite großartig, die Mitternachtsseite höchst lieblich. Da sind Wälder und Teiche und Waldung und die schönsten Wiesen. Ich hoffe mit einiger Verstandsanstrengung eines der schönsten Güter zu bilden, die die Erde hat.“ Seine hypochondrischen Umwandlungen sind verschwunden, seine Natur gesundet zur alten Elasticität. Wie freudig klingt es, wenn er an die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill (13. Dec. 1816) schreibt: „Die uns gegönnte Ruhe und andre Umstände haben mir endlich erlaubt einen Wunsch, den ich von Jugend an leidenschaftlich genährt, zu befriedigen und in ländlicher Einsamkeit ein sorgensfreies Alter zu verleben.“ Dann schildert er auch hier mit Wärme die Vorzüge seines neuen Besitzthums. „Wohin nur man sich hier wendet, da entdecken sich immer neue Landschaften. Die schönen Chausseen erleichtern, daß man Besuche giebt und empfängt, und was endlich dieser herrlichen Gegend einen neuen Schimmer in meinen Augen verleiht, das sind die Erinnerungen meiner Jugend und das langentbehrte ruhige Zusammenleben im heimathlichen Lande mit meinen Kindern.“

Der Reiz der Natur, inmitten deren dieser Edelsitz im Hirschberger Thal, am Fuße der Schneekoppe liegt, wurde erhöht durch die Nachbarschaft hochverehrter oder nahe befreundeter Familien. In Fischbach lebte Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, in Ruhberg der Fürst Radziwill mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Luise von Preußen, in Buchwald die Gräfin Reden. Mit allen wurde ein reger Verkehr unterhalten. In ungezwungener Weise trifft man sich zu Kaffee und Kuchen auf dem Ameisenberg, der eine prächtige Umschau gewährt. „Zwei Octaven Klübe hatte ich in den dortigen Wald bestellt, mit rein gestimmten Metallglocken versehen. Ein Klarinettenbläser saß im Gesträuch und ließ sein Instrument

Schalmciartig ertönen und einige Waldhornisten bliesen in einiger Entfernung Jägerstückchen.“ (An Frau v. Clausewitz. Erdmannsdorf, den 2. Nov. 1824.) Oft genug ist auch das Haus voller Gäste, die Gneisenau in Anspruch nehmen. Mit den alten Fremden, den Clausewitz, Hardenberg, Boyen, dem Danziger Gibsone, Benzenberg u. a. unterhält er nach wie vor einen lebendigen Briefwechsel.

Verhältnißmäßig wenig tritt die Gräfin Gneisenau in den Briefen des Generals an die ihm nahestehenden hervor. Auch die Briefe, die er von Berlin aus an sie richtet, sind etwas dürftig und gewähren uns keinen Einblick in das gemeinsame Leben der Gatten. Fast scheint es, als ob die Mutter seiner Kinder seine Interessen nicht in dem Maße getheilt habe wie Marie Clausewitz und andre Frauen. Schreibt er doch (14. August 1820) an die Gräfin: „Euch Frauen interessieren die Angelegenheiten der Kinderstube, des Hauses und der Verwandtschaft, und zwar in Folge weiser göttlicher Einrichtung, gewöhnlich mehr als das öffentliche Leben und Krieg und Politik, und wenn nur der Kanonendonner nicht in Eurer Nähe ertönt, so seid Ihr zufrieden, wenn Kinder und Eltern gesund und der Mann gehorsam oder wenigstens fügsam ist, und darum wundertest Du Dich in den ersten Jahren unserer Ehe darüber, wenn ich mich mit Bonapartes erstem Kriege in Italien eifrig beschäftigte und Zeitungen und Journale eifrig las.“ Es scheint auch, daß die Generalin die Neigung ihres Mannes, ein großes Haus zu machen, wenig theilte. „Der Kronprinz und Prinz Wilhelm“, schreibt Gneisenau an Frau von Clausewitz, „haben in meinem Hause gefrühstückt und an der schönen Lage sich gefreut. Meine Frau ist dabei ganz aus der Rolle gefallen; sie hat sich dies Frühstück ausgedacht und solches angeordnet, und, was erstaunenswürdig ist, so hat sie Nachts, als der Kronprinz, von Warmbrunn zurückkommend durch Erdmannsdorf fuhr, das ganze Haus erleuchtet, welches sich, der ungewöhnlichen Form desselben wegen, prachtvoll ausgenommen haben soll. Wäre ich abergläubisch, so müßte ich fürchten, meine Frau zu verlieren.“ Und ein andres Mal schreibt er in demselben Tone: „Sogar meine Frau ward in den Wirbel fortgerissen, denn sie entschloß sich, einen Ball zu geben, auf welchen ich indessen die gehörigen Accente von Eis und Champagner setzte.“

Viel beschäftigt sich der General dagegen mit seiner ältesten Tochter Agnes. Aus mancherlei Gründen hatte er, als Scharnhorsts Sohn um sie warb, nicht gleich offen seine Zusage gegeben. Er verlangte eine Probezeit, die schon durch das jugendliche Alter seiner Tochter hinlänglich gerechtfertigt war. Ihr stilles Wesen und ihre Einförmigkeit machten dem Vater oft Kummer. Dagegen erkennt er an, daß sie sich in Gesellschaft mit Anstand und Gefühl der Schicklichkeit benehme und sich nie etwas gegen Männer vergebe. „Dabei (an Frau v. Clause-

wik) kommt ihr ihr Stolz zu statten, so wie überhaupt ihr fester Charakter, der bei einem Manne, der ihn zu tragen und zu schätzen weiß, sie sicher durch das Leben führen wird.“ Mit 18 Jahren sollte sie Scharnhorst, der durch sein argwöhnisches und übelnehmendes Wesen oft Verdruß machte, heiraten. Sie würde dann seine Gemüthsart kennen gelernt haben und würde sich entscheiden können. Bald darauf schreibt er: „Ich muß besorgen, nach der Art und Weise zu urtheilen, nach der Lustigkeit und Unbefangenheit, womit sie in den Gesellschaften erscheint, daß ihre Verbindung mit Scharnhorst nur Wirkung ihres Charakters und nicht tiefgehende Angelegenheit ihres Herzens ist. Sie strebt nach Unabhängigkeit. Die Bemerkungen einer Mutter und deren wenig gleich nur seltene Anordnungen mißfielen ihr; sie hat einen großen Hang zur Herrschsucht und da eilte sie denn schnell in den Ehestand zu kommen.“ Am 11. April 1817 wendet er sich an Agnes selbst, die damals in Buchwald bei der Gräfin Reden zu Besuch war. „Du warst so ein liebendes herzliches Mädchen, als Du kleiner warst und ich hatte meine Freude an Dir. Kehre zu jener Herzlichkeit zurück, sei fleißig und beharrlich in Deiner Ausbildung, zähme etwas Deine Anlage zu Stolz, ohne ihn ganz zu verbannen, denn auf das Edlere gerichtet ist er eine Gewährleistung der Tugend und Zufriedenheit, sei mild gegen Geschwister und Diensthoten und ich habe dann nichts, durchaus nichts an Dir auszusetzen, denn Du bist sonst ein verständiges Mädchen und die Menschen müssen Dir gewogen werden, wenn Du Dich mit mehr Wärme, Freundlichkeit und Herzlichkeit umgiebst.“

Im Jahre 1818 verließ Agnes das elterliche Haus. „Es ware eine betäubte Scene, Mutter und Schwestern weinend um sie stehend zu sehen. Auch bei ihr durchbrachen die verhaltenen Gefühle die kalte Oberfläche und sie, des Weinens nicht sehr kundig, vergoß nun selbst bittere Thränen.“ Mit inniger Freude bemerkte Gneisenau, wie der Charakter der Tochter in der Ehe sich vortheilhaft entwickelte. Aber nur ein kurzes Glück war ihr bestimmt. Nach der Geburt des dritten Kindes starb sie. „Der Tod ist zum Erstenmal in mein Haus eingezogen!“ schreibt er (5. Juli 1822) an den treuen Clausenwik. „Heute Mittags ist meine Agnes Scharnhorst verschieden. Ach, sie schied so ungern von ihrem jungen Leben, ihren Kindern, ihrem Mann, ihren Eltern. . . Es ist wohl nicht leicht eine Frau aus schöneren Verhältnissen geschieden, zu Mann, Kindern, Eltern, Geschwistern und Freunden. Das ist nun Alles unwiederbringlich vernichtet! Ich hatte so recht meine Freude an ihr, wie sie sich zur achtungswürdigen Hausfrau und Mutter selbst ausgebildet hatte. Das ist nun dahin!“ Die Enkel wurden in das großväterliche Haus gebracht, und mit großer Liebe hat Gneisenau, wie seine Briefe beweisen, an ihnen gehangen.

Noch zwei glückliche Ehen wurden in Erdmannsdorf geschlossen, von denen die Verbindung Emiliens mit dem Grafen Brühl, dem Bruder der Marie von Clauswitz, dem General um der alten Freundschaft willen besondere Freude bereitete. Von den übrigen Kindern hören wir nur wenig. Gelegentliche Bemerkungen zeigen uns aber, wie eifrig und liebevoll Gneisenau für ihr Wohl bedacht war.

(Schluß folgt.)



## Lessingstudien.\*)

Von Gustav Buchholz.

### 2. Die Katastrophe in der Emilia Galotti.

(Schluß.)



anz richtig sagt Gustav Freytag (Technik des Dramas 1863, S. 188), daß es nicht in Lessings Natur lag, durch Monologe dramatische Wirkungen zu suchen. Seine Personen reden kein Wort, das des Hörers wegen gesagt werden mußte, und nur zu oft müssen ja Monologe einer unklaren Charakterzeichnung als Nothbehelf dienen. Dafür liebt es Lessing, durch feine Andeutungen den Zuschauer Blicke in die Gedanken- und Gefühlswelt seiner Personen thun zu lassen, welche ihn über Geheimnisse des Innern Aufschluß geben, die diesen Personen selbst noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen sind. Die Deutlichkeit wird freilich bei diesem Verfahren, das an den denkenden Leser oder Hörer appellirt, leicht eingebüßt, nicht aber die Wahrheit. Und so, aber auch nur so, wenn wir nämlich an unsrer Auffassung von der Stellung Emiliens zum Prinzen festhalten, erklärt sich ihr späteres Benehmen vollkommen.

Der Zufall, wie sie glaubt, in Wirklichkeit das fein angelegte Bubenstück Marinellis hat sie nach Dosalo geführt. Dort tritt der Prinz ihr entgegen, und sobald sie seiner ansichtig wird, erfährt sie wieder dieselbe namenlose Angst, welche ihr am Morgen die Fassung geraubt hatte: erst ist sie unschlüssig, sich in seine Gewalt zu begeben — „Was soll ich thun“ ruft sie rathlos die Hände ringend —, dann fällt sie gar flehend zu seinen Füßen nieder, und der Prinz muß alle seine schmeichelnde Beredsamkeit anwenden, sie zu beruhigen.

\*) Zur Säcularfeier von Lessings Todestag, 15. Februar 1881.